

KUNST

GIACOMETTI

Der Hund war ich

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg hatte Alberto Giacometti eine Vision: Ihm schien „in der Metro, auf der Straße, im Restaurant, unter Freunden“, als ob „alle Lebenden tot seien“, und er „begann Köpfe im leeren Raum zu sehen“.

Seither malt und knetet der Schweizer Giacometti, 63, geboren im Graubündner Dorf Stampa, was er damals in Paris gesichtet haben mag.

Er knetet und malt mit größtem Erfolg. Giacomettis Abbilder erstarrten Lebens — ausdruckslose, von Linienwirbeln konturierte Gesichter auf Leinwand, aufgespießte, hohlwangige Köpfe mit offenen Mündern und die spindeldürren Skelettgestalten — haben ihm mitten in der lang anhaltenden Hochzeit der Abstraktion höchsten Ruhm und Lohn eingebracht.

Seine Alpträume in Öl, Ton, Gips oder Bronze werden zu Preisen zwischen 48 000 und 160 000 Mark gehandelt und sind in den großen Museen Europas wie auch Amerikas aufgestellt oder -gehängt; für seine Skulpturen erhielt er 1961 den Carnegie-Preis, 1962 den Großen Preis der Biennale von Venedig, 1964 den Guggenheim-Preis.

In diesen Wochen wird dem Einzelgänger neue und doppelte Ehrung zuteil: Im New Yorker Museum of Modern Art und in der Londoner Tate Gallery sind zwei große, umfassende Retrospektiven auf Giacomettis Gesamtkunstwerk eröffnet worden. New York zeigt 72 Skulpturen, 34 Bilder und 34 Zeichnungen; in London sind 94 Skulpturen, 61 Bilder und 41 Zeichnungen postiert.

„Er formt den Gips und erschafft dabei aus dem Vollen das Leere“, schrieb der „Sein und Nichts“-Philosoph Jean-Paul Sartre über seinen Freund Giacometti. Und Freund Jean Genet („Die Zofen“) sinnierte vor den ladestöckigen Statuen, die wie Kerzen zu tröpfeln scheinen: „Sie könnten einem Schmelzofen entronnen sein, als Rückstände eines fürchterlichen Verbrennungsvorgangs.“

Doch New York und London bieten mehr als die berühmten Schlackenfiguren der letzten Jahrzehnte. Zur Schau gestellt sind außerdem frühe Kubismen und Objekte aus surrealistischer Zeit. Denn: Mag sich der Malersohn Giacometti, der mit zwölf Jahren sein erstes Bild und mit 13 seine erste Skulptur fertigte, seit seinem „12. Lebensjahr nicht um ein Haar verändert“ haben (Giacometti) — seine Plastiken änderten sich sichtlich.

Als Schüler des renommierten Skulptur-Professors Antoine Bourdelle hatte Giacometti, ab 1922 in Paris, sein Bildhauerglück zuerst vom lebenden Modell erprobt. Aber nach drei Studienjahren gab er auf; er war überzeugt: „Niemals, selbst in tausend Jahren nicht, werde ich einen Kopf so machen können, daß er nur annähernd wie ein wirklicher Kopf aussieht.“

Giacometti verließ sich fortan auf seine Einbildungskraft. Von seinen Vor-



Bildhauer Giacometti
„Er formt den Gips ...“



Giacometti-Plastik „Hund“
... und erschafft dabei



Giacometti-Plastiken „Große Figuren“
... aus dem Vollen das Leere“

bildern, dem Franzosen Henri Laurens und dem Litauer Jacques Lipchitz, angeregt, modellierte er totemartige Figuren (etwa „Das Paar“ oder die „Löffel-Frau“). Später, unter die Surrealistenjünger André Bretons geraten, gab er sich vollends seiner Phantasie hin und präparierte aus Holz, Gips, Marmor und Metall Raumkäfige und surrealistische Arrangements mit illustrativen Titeln: „Hand in der Falle“ oder „Frau mit durchschnittener Kehle“.

Der Pionier und Meister surrealistischer Skulptur blieb jedoch unzufrieden. Seine Traum-Objekte tat er als „wertlos, nur gut zum Wegwerfen“ ab.

Giacometti war entschlossen, endlich einen menschlichen Kopf „hinzusetzen“, und er mietete sich ein Modell, um zur Probe einige Tage lang nach der Natur zu arbeiten.

Nach der Natur und mit demselben Modell arbeitete er dann Tag für Tag — fünf Jahre lang. Die Resultate seiner Mühsal behagten ihm wenig: „Wenn ich das Gesicht sehe, verliere ich die Nackenlinie, wenn ich den Nacken sehe, vergesse ich das Gesicht. Aber ich brauche beides. Es ist vollkommen absurd, grotesk“, klagte er.

Giacometti, inzwischen als „Reaktionär“ aus der surrealistischen Bewegung des strengen André Breton ausgestoßen, modellierte, zerstörte und modellierte neu.

Er setzte ein amputiertes, schrundiges Bein auf einen Sockel und spießte einen dürrgezerrten Arm mit gespreizter Hand auf einen Pfahl. Er goß das Gerippe eines trottelnden Hundes in Bronze und kommentierte: „Eines Tages sah ich mich so auf der Straße gehen. Der Hund war ich.“

Mag Giacometti diesem Hundedenkmal auch nicht sehr gleichen — seinen menschlichen Standbildern, die wie vollends erstarrte Figuren aus einem Samuel-Beckett-Stück wirken, ähnelt er gewiß. „Er könnte ein Schloß haben oder im besten Hotel von Paris wohnen“, meinte der Kunsthändler und Mäzen Aimé Maeght, der die größte Giacometti-Sammlung zusammengetragen hat. „Aber er lebt in Paris noch immer wie ein Clochard in zwei Zimmern.“ Dort, im 14. Arrondissement, wohnt er nun seit 38 Jahren. Ehefrau Annette aus Genf, die ihm nebst Bruder Diego Giacometti als Lieblingsmodell dient, schneidet ihm das Haar.

Ruhm und üppige Honorare haben seinen Lebensstil bisher kaum verändert: Giacometti, dem Aussehen nach „eine Mischung zwischen Michelangelo und den Marx-Brothers“ („Newsweek“), fährt neuerdings lieber Taxi statt Bus, er ißt statt belegter Brote jetzt Steaks und hat für Frau Annette, zwei Häuserblocks vom Bruchbuden-Atelier entfernt, ein Appartement mit fließendem Wasser gemietet.

Den Kneipen des Montparnasse ist er treu geblieben, die Prostituierten faszinieren ihn noch immer. Eine Krebs-Operation hat seinen Zigaretten-Konsum (60 pro Tag und Nacht) nicht beeinträchtigt, und auch auf seine Minderwertigkeitskomplexe mag Giacometti nicht verzichten.

Giacometti: „Ich male und knete weiter, denn ich muß wissen, warum ich versage.“